

Warum Pfarrgemeinden zusammenarbeiten müssen

Sieben Thesen für ein neues Netzwerk von Pfarrgemeinden

1. Die Communio-Theologie „erzwingt“ Kooperation geradezu – nach innen und nach außen

Kirche ist nicht mehr automatisch Kirche für das Volk. Das Zweite Vatikanische Konzil stellt die Communio-Theologie in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen mit der Absicht, dass aus der „Kirche für das Volk“ mehr und mehr eine lebendige Kirche des Volkes selbst werden muss, in der jeder Mensch seine Berufung findet und wahrnehmen kann. Die angestrebten strukturellen Veränderungen sind von der Grundüberzeugung getragen, dass der Geist Jesu Christi in jeder und jedem von uns wirksam ist und dass wir Gottes Leben schaffende Gegenwart in unserer Welt nur in Gemeinschaft, in Communio, entdecken, leben und feiern können. Die Kooperation von Gemeinden in einer verbindlichen und verlässlichen – und von ihren Mitgliedern mitgetragenen Form – bietet so zugleich eine Chance, auch den Menschen außerhalb der Kirche gerecht werden zu können.

2. „Gemeinde“ – pastoral und weniger territorial bestimmt

Die Tragfähigkeit unserer neu zu entwickelnden pastoralen Strukturen wird sich an zwei Kriterien messen lassen müssen: Unser ganzes Bemühen steht in der Spannung zwischen dem Anspruch des Evangeliums und den konkreten gesellschaftlichen Umständen, der Lebenswelt der Menschen. Wenn wir uns von der Botschaft dessen, was im Sinne Gottes und der Menschen Wirklichkeit werden soll, leiten und motivieren lassen, wird uns die Suche nach neuen Wegen dazu bringen, soziale und pastorale Räume miteinander zu verschmelzen.

3. „Christen- und Priestermangel“ ermöglichen ein neues Nachdenken über Gemeindestrukturen.

Die aktuellen pastoralen Strukturen und die schwindende Zahl der aktiven Priester können Kirche als Sakrament nicht mehr anschaulich und glaubwürdig Gestalt werden lassen. So erfordert der Christen- und Priestermangel die Entwicklung kirchlicher Strukturen, die nicht vom Niedergang, sondern von Zukunftsfähigkeit geprägt sind.

4. Die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit der Kirche öffnet die Türen für neue Aufbrüche

Schon für uns selbst sollten wir unsere Kräfte bündeln, uns von unseren Visionen leiten lassen, um „das Tal der Tränen“ schon bald zu verlassen. Dies wird nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn wir uns nicht immer wieder verschleißen an innerkirchlichen Strukturdebatten, sondern die vorhandenen Kräfte nutzen für einen inhaltlichen Aufbruch.

5. Der Geldmangel der Kirchen weckt neue Kreativitäten

Die einzelne Gemeinde wird angesichts geringerer Etats kreativ werden müssen, um Gelder anders einzusetzen und um weitere Geldquellen zu erschließen. Darüber hinaus drängt sich die identitätsstiftende Frage nach der Option für die Armen in den Vordergrund. Der Geldmangel wird zum Identitätskriterium werden.

6. Gemeinden gewinnen durch Größe

Seelsorgeeinheiten können entstehen unter der Maßgabe, dass zukünftig nicht jede Gemeinde alles selbst machen muss. Jede Gemeinde kann ihr eigenes Profil herausarbeiten und kultivieren.

7. Ressourcenorientierung statt Versorgung

Bei allen Prozessen der Umbildung und Neugestaltung geht es um eine Ressourcenorientierung als Alternative zur bloßen Versorgung. Es ist für Christen nicht (mehr) attraktiv, wenn in einer Stadt viele Gottesdienste gefeiert werden. Die Priester sind

oftmals überlastet und hetzen von einem Ort zum anderen. Sie und wir überziehen unsere Ressourcen und leben „auf Pump“. Ressourcenorientierung bedeutet auch das Zusammenbringen charismatischer Begabungen in einem größeren Raum, um Verantwortung zu delegieren, Mitarbeiter/innen zu begleiten, die Mitarbeit zu fördern, folglich: Personen in ihren Stärken und Schwächen, in ihren eigenen Entscheidungen und Wünschen ernst zu nehmen. Ressourcenorientierung – so verstanden – ist Abschied von Perfektionismus einer funktionierenden Pastoral, vielmehr setzt sie auf Gemeinschaft.